

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 103 (2009)
Heft: 5

Artikel: Armut als Abwesenheit von Reichtum : Gespräch
Autor: Bossart, Rolf / Rey, Romeo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390051>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Armut als Abwesenheit von Reichtum

Kuba: Eine Bestandesaufnahme 50 Jahre nach dem Sieg der Guerilla



Habana vieja

• **Rolf Bossart:** Herr Rey, Sie haben ein Buch geschrieben, das den Titel trägt: «Im Sternzeichen des Che Guevara. Theorie und Praxis der Linken in Lateinamerika.» Welchen Stellenwert hat die Revolution in Cuba für den roten Faden in ihrem Buch?

Romeo Rey: Das Buch handelt von verschiedenen Episoden der jüngeren lateinamerikanischen Geschichte. Ich habe versucht, aus jeder einzelnen dieser Phasen Lehren zu ziehen, im positiven wie im negativen Sinn. Und weil Kuba bisher das einzige Land ist, das den Sozialismus – mit welchem Erfolg auch immer – verwirklicht hat, spielt es eine

wichtige Rolle als Vergleichs- und Bezugspunkt. Auch mit der Figur von Che Guevara ist Kuba natürlich sehr präsent. Aber daneben gibt es auch andere Ereignisse, auf die ich mich immer wieder beziehe, wie zum Beispiel die mexikanische Revolution oder die verschiedenen Etappen der Guerilla. So entsteht in diesem Buch ein Gewebe von Querverbindungen, wobei ich versuche, allgemeingültige Erfahrungen der Linken in Lateinamerika herauszukristallisieren.

Kuba steht also nicht allein da und nicht am Anfang der Linken in Lateinamerika, so wie sie heute existiert? Das heisst, es gehört ins Gewebe der lateinamerikanischen Befreiungsgeschichte und ist demnach kein Produkt des Kalten Krieges und des sowjetischen Machtblocks?

Es gibt wichtige lateinamerikanische Vorläufer, auch in theoretischer und utopischer Hinsicht. Und die kubanische Revolution bildet so etwas wie einen Knotenpunkt in der Geschichte dieses Kontinents. Es ist zweifellos der Staat, in dem diese Ideen am konkretesten und am weitesten umgesetzt worden sind.

Gewiss aber sind wichtige Ereignisse der jüngeren kubanischen Geschichte Teil des Kalten Kriegs. Denken wir an die Raketenkrise von 1962! Auch die amerikanische Blockade ist ein Produkt dieser Zeit. Aber schon beim ersten Augenschein merkt man, dass in Kuba ein anderer Sozialismus entstanden ist als im damaligen Ostblock. Er ist eine typische «Tropenversion».

Woran zeigt sich das?

Das Spezifische daran ist, dass die Ideen und dogmatischen Vorgaben larger und lockerer umgesetzt werden. Das ist schon von der Mentalität in Lateinamerika her gut erklärbar. Deshalb ist dieser Sozialismus in Kuba, der sich zumeist aus denselben Vorgaben speist wie in Russland, dennoch ein wesentlich anderer. Man kann sagen, dass er ein menschlicheres Gesicht hat als in der Sowjetunion.

Gleichwohl gibt es Dogmatik aus dem Politbüro.

Das ist eine Tragik dieser Revolution. Auch wenn es offensichtlich ist, dass die Russen mit der kubanischen Art der Umsetzung ideologischer Vorgaben ihre liebe Mühe hatten, so haben dennoch einige stalinistische Methoden in die Regierung Eingang gefunden, die sich zum Teil bis heute halten.

So setzt denn auch die hiesige Presse vor allem da an mit ihrer Kritik. Im Zusammenhang mit der largen Umsetzung der kubanischen Regierungsvorgaben habe ich folgende Beobachtung gemacht: Wenn es darum geht, das kubanische System zu

kritisieren, wird vor allem mit der Diskrepanz zwischen Regierungsrhetorik und deren mangelhafter Umsetzung gearbeitet. Geht es aber darum, staatliche Repression anzuprangern, nimmt man die Rhetorik gern beim Wortlaut, ohne sie erst mit der realen Umsetzung abzugleichen.

Man darf nicht vergessen, dass wir vor allem eine bürgerliche Presse haben, die solche Stimmen gerne wiedergibt. Dieselbe Situation haben wir in der Medienlandschaft Lateinamerikas, wo man ebenfalls an negativen Schlagzeilen über Kuba interessiert ist.

Auch die WOZ als bestimmende linke Zeitung in der Schweiz zeichnet vorwiegend ein negatives Bild von Kuba.

Die Linke hat mit Kuba ganz offensichtlich frustrierende Erfahrungen gemacht. Tief in den Knochen scheint älteren Leuten vor allem die Zustimmung Havannas zum Einmarsch der Sowjets 1968 in der Tschechoslowakei zu sitzen. Man muss sich vergegenwärtigen, dass die KubanerInnen damals riskierten, ihren einzigen einflussreichen Verbündeten zu verlieren, hätten sie jenen Gewaltakt glaubwürdig verurteilt. Ihr junges sozialistisches Regime in unmittelbarer Nähe der USA ganz alleine zu behaupten, wäre ihnen vor allem aus wirtschaftlichen Gründen wohl kaum gelungen.

So oder so verengte sich der Fokus der KritikerInnen in der Folge auf den Stalinismusvorwurf. Mit der Unterdrückung oppositioneller Stimmen hat Castro die Vorwürfe seitens der Gegnerschaft nur noch bekräftigt. Diese Entwicklung hat aber auch insofern eine tragische Seite, als sie mit dem sturen Verhalten der AmerikanerInnen zusammenhängt, mit der seit bald einem halben Jahrhundert andauernden Blockade, der Invasion in der Schweinebucht, und den etwa 600 Versuchen, Fidel umzubringen. Einer derart kurz-sichtigen Politik konnten die Kubane-



Romeo Rey
(Foto: privat).

rInnen kaum anders als bei den Sowjets Unterstützung suchen.

Daneben wird aber oft auch kritisiert, dass es die Revolution nicht geschafft habe, die Armut zu beseitigen.

Gewiss, die Armut auf der Insel ist beträchtlich. Aber gerade hier muss man im Bemühen um Fairness Länder mit ähnlichen Voraussetzungen und Bedingungen als Vergleichsmassstab nehmen. Dann sieht die Realität ganz anders aus. Bei allem Mangel hat die Revolution ein soziales Auffangnetz geschaffen, wie es in Lateinamerika so nirgends existiert, ausser vielleicht in Costa Rica. Das Spezielle an der Armut in Kuba, das sie erträglicher macht als in anderen Ländern, besteht vielleicht darin, dass es eher Armut durch Abwesenheit von Reichtum ist. Während sich die Reichen sonst überall in eigenen Wohnvierteln verschanzen müssen, um sich die Armen vom Leibe zu halten, ist Reichtum in Kuba ausser in den Tourismuszonen kaum zu sehen. Und deshalb wirkt diese Armut weniger schockierend. Man trifft dort auch kaum die in Lateinamerika weit verbreiteten Elendsphänomene wie verwahrloste Kinder, Slums, Gewalt und Verbrechen. Und wenn häufig über die sogenannte Ineffizienz der kubanischen Regierungsmassnahmen gesprochen wird, so darf man nicht vergessen, dass die sozialen Netze und das Gesundheitswesen bis hin zur Biotechnologie ganz Erstaunliches leisten.

Gerade die relative Egalität in Armut der kubanischen Gesellschaft scheint nun aber mehr und mehr bedroht durch die verschiedenen Währungssysteme. Ich erwähne nur das Beispiel der vielen ExilkubanInnen, die ihre Familienangehörigen mit Dollars versorgen.

Diese Tendenz besteht zweifellos. Sie ist auch noch aus einem anderen Grund zweischneidig und problematisch. Einerseits wird das Geld dringend benötigt, andererseits werden mit den Geld-

überweisungen von Angehörigen im Ausland auch neue Abhängigkeiten geschaffen. Das kann die Leute zu noch mehr Lethargie verleiten. Allerdings ist zu bemerken, dass diese Problematik zurzeit ganz Lateinamerika betrifft. Gerade in Kuba macht es aber den Anschein, dass es vor allem Menschen mit einer helleren Hautfarbe sind, die Verwandte im Ausland haben und von solchen Hilfeleistungen profitieren. Das bedeutet in gewisser Weise Rassismus, den die Revolutionäre – im Gegensatz zu anderen Ländern wie zum Beispiel Brasilien – bisher eigentlich recht wirksam bekämpft haben. Es ist eines der Beispiele, die zeigen, dass das hohe Ideal von Che und Fidel einer möglichst egalitären Gesellschaft im wirtschaftlichen Alltag fast unmöglich geworden ist. Ich glaube, Fidel hat das auch eingesehen. Denn er warnte die Sandinisten in Nicaragua in den 80er Jahren deutlich davor, egalitäre Politik allzu dogmatisch durchzuziehen. Auch gegenüber den VenezolanerInnen soll er sich ähnlich geäussert haben. Nicht so hingegen im eigenen Land.

In ihrem Buch beschreiben sie Fidels Politik in dieser Hinsicht als Zickzackkurs. Wirtschaftliche Reformen werden initiiert, und in dem Augenblick, wo sie greifen und sogleich auch immer Ungleichheit droht, werden sie wieder zurückgenommen.

Dieses Hin und Her hat wirtschaftspolitisch schlimme Folgen. Es ist mehrmals vorgekommen, dass man grünes Licht für ein wenig Liberalisierung und Eigenverantwortung gab. Schnell sind diese von den einen genutzt worden, und das hat in der Tat zu einer gewissen sozialen Polarisierung geführt. Sobald Fidel das konstatierte, wurde das Experiment wieder abgeklemmt. Am Schluss weiss niemand mehr, woran er ist. Viele werden frustriert und entmutigt, sich an Reformen zu beteiligen, wenn sie doch bald wieder zurückgenommen oder be-

schnitten werden. Man könnte auf der anderen Seite vielleicht auch sagen, dass bei solchen Versuchen einer Lockerung wenigstens der Wille erkennbar ist, Neues zu versuchen. Die konfuse Entwicklung zeigt aber, dass es Kuba bis heute nicht wirklich gelungen ist, den richtigen Weg zwischen einer Wahrung der sozialistischen Ideale und einer Entfaltung kreativer Kräfte zu finden.

Was sind die weiteren gegenwärtigen Bedrohungen für den kubanischen Weg?

In erster Linie muss ich das Fehlen einer wirtschaftlichen Strategie im soeben erwähnten Sinn und die daraus resultierende Lähmung von Kreativpotenzial nennen. Zweitens die unsägliche US-Blockade, die Kuba immer noch enormen Schaden zufügt und drittens die geografische Lage in der Zone der Wirbelstürme, die die Insel letztes Jahr wiederum verheerend getroffen haben.

Gerade Letzteres hat aber dafür gesorgt, dass Kuba für einmal eine positive Presse hatte. Man hat nämlich das Katastrophen-Frühwarn-System gelobt, das wohl dafür verantwortlich war, dass es fast keine Todesopfer gegeben hat.

In der Tat. Aber lassen Sie mich nochmals zurückkommen auf die Armut. Vielleicht herrscht in Kuba das, was die Theologen biblische Armut nennen. Denn es kann uns nicht entgehen, dass es ein Land mit hoher Lebenserwartung, kleiner Kindersterblichkeit und ohne Analphabeten ist, dass hier in diesen Aspekten eigentlich ganz ähnliche Fortschritte erzielt wurden wie bei uns, dass die Menschen aber nicht diesem Konsumkult und Konsumzwang unterliegen, von dem bei uns so viele förmlich besessen sind. Vielleicht ist darin dann doch etwas von den hohen Idealen des Che verwirklicht. Er wollte ja die Rückbesinnung auf den Gemeinschaftssinn, hat dies in der kurzen Zeit, in der er als Minister tätig war, aber gewiss nicht nachhaltig verwirklichen können.

Che ist ja auch bei uns ein Dauerbrenner, die Verherrlichungen wechseln sich ab mit den Verteufelungen. Vieles wagt man schon gar nicht mehr zu zitieren, weil man Angst hat, als Pubertierender ausgelacht zu werden. Aber es gibt auch viele differenzierte Zugänge. Auch Sie haben ja den Namen des Che ins Zentrum ihres Buches gestellt.



Er liess sich tatsächlich von hohen Idealen leiten und ging immer mit dem eigenen Beispiel voran. Wenn er die Kubaner und Kubanerinnen zu gemeinsamer Arbeit auf dem Land bewegen wollte, hat er selber im Zuckerrohrfeld geschuftet und geschwitzt. Das ist vielleicht der Hauptgrund seines Nimbus.

Plakat von Helena Serreno, Kuba 1968, (aus: «Das trikontinentale Solidaritätsplakat», Bern 2003).

Tarik Ali beschreibt in seinem Buch «Die Achse der Hoffnung» folgende Begebenheit: Als sich 2002 in Pakistan ein schweres Erdbeben ereignete, überlegten die US-Amerikaner hin und her, ob es strategisch sinnvoll sei, ihre Militärhelikopter für die Katastrophenhilfe einzusetzen. Bevor sie nur einen Entschluss gefasst hatten, waren bereits Hunderte von kubanischen Ärzten vor Ort. Auch Sie sprechen in Ihrem Buch von solchen Hilfsaktionen, die man als «massiv und uneigennützig» bezeichnen könne.

Das liegt meines Erachtens in der Tradition der Idee vom Export der Revolution, wie sie in Kuba seit 1959 besteht. Die Anfänge waren unglücklich. Zum Beispiel die gescheiterten militärischen Expeditionen in die Dominikanische Republik gegen Diktator Trujillo und – noch bedenklicher – ins damals vom demokratisch gewählten Präsidenten Betancourt regierte Venezuela. Das hat Havanna grosse Feindschaften eingetragen und dazu geführt, dass man in der Folge für verschiedene Unruhen in anderen Ländern die Schuld einfach den Kubanern zuschob. Dann das Engagement in Angola, wo sie mit gutem Erfolg die Invasionsversuche des südafrikanischen Apartheidregimes stoppen konnten. Eine längere Phase der politischen Isolierung hat dann wohl in Cuba zur Ausbildung der konstruktiveren Variante dieses Revolutionsexportes geführt, indem man die Früchte der Revolution, vor allem ÄrztInnen und LehrerInnen in Krisengebiete oder in befreundete Länder wie jetzt Bolivien oder Venezuela schickt – teilweise im Austausch gegen Rohstoffe wie Erdöl.

Mit den verschiedenen linken Regierungen in Lateinamerika gibt es ganz verschiedene Versuche, quasi am Weltmarkt vorbei, unter freundschaftlichen Konditionen einander gegenseitige Wirtschaftshilfe zu leisten.

Es ist sicherlich ein wichtiger Faktor für die Zukunft, dass diese Regierungen un-

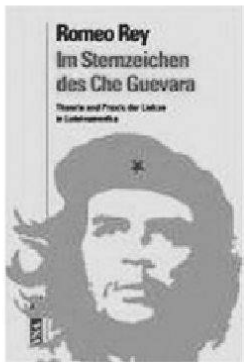
tereinander die Bedingungen ihres Handels autonom bestimmen. Damit können die ständigen Schwankungen der Rohstoffpreise auf dem Weltmarkt zumindest einmal reduziert werden. Damit kann sodann eine gewisse Stabilität erreicht werden, die für die Zukunftsplanung wichtig ist.

Kuba hat sich dank dem politischen Umschwung in einigen umliegenden Ländern aus der Isolierung lösen können. Welchen Stellenwert nimmt die kubanische Revolution dort nun ein?

Zu beobachten war stets eine grosse Begeisterung der Bevölkerung gegenüber Fidel auf seinen Reisen innerhalb Lateinamerikas. Kuba war und ist für die armen Leute über all die Jahre ein Land, dessen soziale Errungenschaften sie zu Recht bewundern. Die Wirklichkeit ist die einzige Wahrheit, hielt einst Juan Domingo Perón fest. In diesem Sinne kann ich nur empfehlen, hinzugehen und auf der Suche nach einem objektiven und gerechten Urteil zu vergleichen, wie die Volksmehrheit in Peru oder in Guatemala und wie sie in Kuba lebt. Und wer die Möglichkeit nicht hat, sich an Ort und Stelle umzusehen, kann sich mit Hilfe des jährlichen UNO-Entwicklungsberichtes (United Nations Development Programme UNDP) unter der Rubrik Human Development umfassend informieren.

Ein Lieblingsthema der hiesigen Presse ist das Spekulieren über die Zukunft des Landes. Dabei spielen die DissidentInnen immer eine grosse Rolle. Gibt es Anzeichen dafür, dass beispielsweise die USA versuchen, mit NGO-Finanzierungen einen sogenannten demokratischen Umschwung vorzubereiten und zu initiieren, etwa nach dem Muster der «Orangen Revolution» in der Ukraine?

Konkrete Anzeichen, die auf einen solchen Plan hindeuten, sind kaum ersichtlich. Aber es ist schon so, dass überall, wo sich eine oppositionelle Gruppe



Romeo Rey: Im Sternzeichen des Che Guevara. Theorie und Praxis der Linken in Lateinamerika, VSA-Verlag Hamburg 2008, 246 Seiten.

bildet, die US-Amerikaner wie Elefanten in den Porzellanladen eindringen und Geldmittel einschleusen. Die kubanische Regierung zögert in solchen Fällen nicht lange, um solches zu unterbinden und die Bewegungsfreiheit der betreffenden Gruppen einzuschränken. Insgesamt scheinen aber die DissidentInnen nur eine marginale Rolle im öffentlichen Leben zu spielen. Wobei natürlich zu vermerken ist, dass die meisten namhaften RegimegegnerInnen ausgereist sind.

Besorgniserregender scheint mir die passive Dissidenz von vielen KubanerInnen im Sinne von Resignation zu sein. Eine Haltung, die nicht mehr damit rechnet, dass man im bestehenden System etwas ändern kann. Es ist zu hoffen, dass es hier durch die neue Führung in nächster Zeit Verbesserungen gibt.

Die Voraussetzungen für eine kritische Zivilgesellschaft sind ja, wie Sie schreiben, gerade durch die Errungenschaften der Revolution vorhanden. Die Leute sind gebildet und könnten und wollen viel mehr.

Es gibt zwei Faktoren, die dafür gute Voraussetzungen bieten: erstens die minimale Grundversorgung mit Nahrung und Medizin, die eine Verelendung der Leute verhindert, und zweitens eine Bevölkerung, die durch Bildung auf Mitbestimmung vorbereitet ist. Gerade in diesen Bereichen werden Schritt für Schritt gewisse Fortschritte erzielt, die unsere Presse gerne übersieht, weil es nicht ins Konzept der Einparteiendiktatur passt. Es gibt durchaus Vorschlagsrechte und Mitbestimmungsprozesse, die den Vergleich mit den Nachbarländern nicht zu scheuen brauchen. Nehmen wir als Beispiel die schwierige Phase nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion, als es darum ging, eine Hungersnot abzuwenden. Da hat man die Bevölkerung in die Diskussion über die dringend notwendige wirtschaftliche Sanierung einbezogen, viele tau-

sende Vorschläge wurden dabei eingeholt. Dieser Prozess staatsbürgerlicher Meinungsbildung bildete einen bemerkenswerten Kontrast zu den massiven Eingriffen, die der IWF anderen Volkswirtschaften in ähnlichen Situationen einfach aufbürdete, ohne irgendjemanden in der Bevölkerung jemals um seine Ansicht zu fragen.

Noch ein Wort zu Raul Castro: Was ist speziell beziehungsweise neu an seiner Amtsführung?

Ich möchte hier die Rolle des Militärs herausgreifen. Die Streitkräfte wurden in der grossen Krise der 90er Jahre quantitativ sehr stark zurückgestutzt. Aber auf der anderen Seite ist zu beobachten, dass ihr Einfluss in letzter Zeit eher zugenommen hat. Und zwar aus dem einfachen Grund, dass das Militär durch seine hierarchische Struktur besser funktioniert als andere staatliche Institutionen. In manchen Betrieben hat das Militär den Schlendrian und die Passivität der Arbeitenden teilweise überwunden. Unter Raul Castro geht das jetzt allem Anschein nach weiter in diese Richtung.

Es ist schwer abzusehen, wohin das führt. Aber man muss diesen Prozess differenziert betrachten. Wir haben es in Kuba nicht primär mit einer repressiv ausgerichteten Armee zu tun. Eine Militarisierung muss deshalb nicht a priori negativ sein, wie auch andere Beispiele von Militärregimes zeigen, zum Beispiel in den 70er Jahren in Peru, die mit einer Land- und Industriereform vorübergehend eine gewisse Demokratisierung der Wirtschaft erreichten. Einige Uniformierte haben in Kuba schon beträchtliche Erfahrungen im Verwaltungssektor gesammelt. Besser als eine Militarisierung der Ökonomie wären natürlich weitere Demokratisierungsschritte von unten her. ●

*Romeo Rey, 1942 in Basel geboren, war von 1969 bis 2002 Lateinamerika-Korrespondent verschiedener deutschsprachiger Medien, vor allem beim «Tages-Anzeiger» und der «Frankfurter Rundschau». Er lebte in Bolivien, Chile, Argentinien und Brasilien. Gegenwärtig ist er in der Schweiz ansässig.
(reyswiss@bluewin.ch.)*